

# Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 272

Gleiwitz, Sonnabend, den 22. November 1919.

92. Jahrgang.

## Sein erster Erfolg

Kriminal-Roman von Walter Kabel.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein, Herr Doktor, ich habe die Adressbücher der letzten Jahre durchblättert und mich auch noch auf dem Einwohnermeldeamt erkundigt. — Der Herr existiert gar nicht! Da sind der Herr Doktor auf einer falschen Fährte!“

„Schade, das ist nun wieder nichts!“ sagte Werres bedauernd.

„Ja, schade um alle die Lauserei und dieses Ausfragen der Kellner! Und wir kommen keinen Schritt vorwärts! Herr Doktor — wissen Sie schon, daß dabei ein schönes Stück Geld zu verdienen wäre?“

„Ja, ja — ich weiß,“ sagte Werres kurz. Dann stand er auf und trat ans Fenster, dem Beamten den Rücken lehrend.

„Sie sagten vorhin von einem Herrn, auf den meine Beschreibung paßt,“ begann Werres, nur mit Mühe seiner Stimme Festigkeit gebend, „wer kann es sein, der dem verschwundenen Arzt Werner so ähnlich sieht?“

Der Beamte sah nicht die furchtbare Spannung auf dem Gesicht des jungen Doktors.

„Den werden Sie ja wohl auch kennen, Herr Doktor,“ meinte Große gleichmütig, „es ist der zweite Kassierer der Friedrichs'schen Bank, namens Wallert.“

„So, — na, der Herr geht uns nichts an,“ sagte Werres, aber seine Stimme klang, als lehnte ihm der Atem. — „Eigentlich sollte man freiwillig gegen diese geheimen Spielhöhlen ernsthaft vorgehen. Sie sagten doch, es wird hoch gespielt?“

„Der Kellner bei Hefserich behauptet es. Er hat die Herren öfters bedient und dabei in den letzten Tagen sogar viel Papiergeld auf dem Tisch gesehen, was immer ein Zeichen ist, daß es um hohen Einsatz geht!“

„So, so! Die Nester können wir später ausheben, vorläufig haben wir bessere Arbeit.“

Werres kam wieder an den Tisch zurück. Sein Gesicht zeigte die alte, gleichmäßige Ruhe. — „Reinade hätte ich etwas vergessen, Große,“ sagte er dann. „Sehen Sie sich hin, da haben Sie einen Briefbogen und nun schreiben Sie!“

„Sehr geehrter Herr Baron! Im Interesse der Untersuchung in Falle Friedrichs bitte ich Euer Hochwohlgeboren um gefällige baldige Einsendung Ihrer Photographie, die möglichst neueren Datums sein muß.“

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. jur. Werres, Polizeipräsident.

So nun noch die Adresse: Seiner Hochwohlgeboren Herrn Baron von Berg, Scherwinden.

„Vorläufig hätte ich für Sie weiter nichts, Große. Aber melden Sie sich morgen Vormittag bei mir.“

Werres war wieder allein. Er steckte den Brief in das Kuvert und legte den Umschlag zu. Dabei lächelte er vor sich hin; es war sein altes, ironisches Lächeln.

„Das sind nun Kriminalbeamte,“ murmelte er geringschätzig. „Diese Leute bringen mir die wertvollsten Nachrichten, und denken sich nichts dabei. Und dieser Große! Muß der Mensch mich für dumm halten, daß ich ihn einen Arzt Werner suchen lasse, den es gar nicht gibt!“

Als er den Brief mit einer Karte versehen hatte, packte er seine Blätter zusammen, schloß sie in die Schublade seines Tisches ein und zog die Uhr.

„Einhalb Zwölf — da könnte ich gerade noch zum Frischschoppen zu Hefserich geh'n? Ich möchte mir das „Nest“ einmal ansehen!“

Werres machte sich zum Ausgehen fertig.

An demselben Vormittag hatte auch der Kommissar Richter mit seinem Abteilungsvorstand, dem Polizeirat Scheller, eine etwas erregte Aussprache. Der Rat machte dem Kommissar Vorwürfe, daß die Untersuchung in der Angelegenheit Friedrichs so gar nicht vorwärts komme.

„Was ist in der Sache bisher erreicht worden? — Nichts — gar nichts! Der Präsident macht mir Vorhaltungen, die Zeitungen schlagen einen ganz merkwürdigen Ton an, — und nirgends ein Fingerzeig! Eine aalglatte Affäre, die sich an keiner Stelle anfassen läßt!“

Der kleine Rat suchte ärgerlich mit den Händen in der Pust herum. „Und dabei ist noch das Schöne, daß wir wissen, wie dieser rätselhafte Verbrecher aussehen muß! Er muß doch diesem Baron auf ein Haar gleichen, sonst hätten sich jedenfalls der Portier und der Kaufbursche nicht so täuschen lassen. — Aber ihn finden? — Keine Spur — nichts — wir sind heute nach einer Woche noch eben so unwissend, wie an dem Tage des Mordes! — Was haben Sie denn nun eigentlich in dieser Woche getan? In welcher Richtung betreiben Sie Ihre Recherchen?“

Der Kommissar blickte finstler vor sich hin.

„Da es sich nur um eine Person handeln kann, die den Baron von Berg genau kennt, die außerdem von den Verhältnissen in der

(Nachdruck verboten.)

Bank genau unterrichtet sein mußte, so habe ich zunächst als sehr wichtig festzustellen versucht, ob der Baron während seines hiesigen Aufenthalts vor dem Mord mit irgend jemandem zusammen gewesen ist, der ihm vielleicht äußerlich ähnlich sieht. Ich werde, — das habe ich ja schon öfters gesagt, den Verdacht nicht los, daß dieser Herr von Berg an der Tat beteiligt ist. Denn nur dann läßt sich eine Erklärung für diesen rätselhaften Mord finden.“

„Und diese Erklärung wäre?“ fragte der Rat, ohne jedoch viel Interesse zu zeigen.

Wie die Vernehmungen unzweifelhaft ergeben haben, Herr Rat, konnte als Täter zunächst von den Angestellten der Bank niemand in Frage kommen. Man könnte ja vielleicht an den Prokuristen Westfal denken, der den Ermordeten zuerst aufgefunden hat. Aber wenn man bedenkt, daß gegen 11 Uhr ein Unbekannter, der der Herr Baron von Berg nicht war, in das Privatkonto zu dem Bankier gegangen ist, und daß dieser Unbekannte dann spurlos verschwand, wenn man seiner das Zeugnis des Arztes in Erwägung zieht, wonach der Mord gegen 11 Uhr geschehen ist, — dann muß sich auch ein Verdacht in dieser Richtung als hinfällig erweisen. Der Mörder ist jener geheimnisvolle Unbekannte, der dem Baron von Berg ähnlich sieht, daran ist nicht zu zweifeln. Aber dieser Mörder kann wiederum nur eine Person sein, die sowohl den Baron genau kannte, als auch gewußt hat, daß sich gegen 11 Uhr in dem Privatkonto die Summe von 150 000 Mark befand und die ferner ebenso bestimmt wissen mußte, daß der Baron diese Summe noch nicht geholt hatte, — mit einem Wort, der Mörder hat, — da an ein unvorbereitetes Verbrechen nicht zu denken ist — seinen Plan genau abwartenden Umständen angepaßt und — ich kann keine andere Erklärung finden — diese Umstände ihm von niemand anderem als dem Baron selbst zugetragen worden; eine andere Möglichkeit gibt es nicht, da kein Fremder diesen so wohl überlegten Plan fassen konnte. Daher suchte ich festzustellen, ob der Baron in der Zeit vor dem Mord mit einer Person vielleicht eine Besprechung gehabt hat. Diese Nachforschungen haben aber bisher kein Resultat gehabt. — Dann hält sich der Kriminalbeamte Turf seit fünf Tagen in dem zu dem Gute des Barons gehörenden Dorf Scherwinden in der Verkleidung eines Viehhändlers auf, um vielleicht dort etwas über diesen merkwürdigen Freund des Herrn von Berg zu erfahren. Turf hat selber nur berichten können, daß der Baron die Summe von 150 000 Mark zur Bezahlung —

Der Rat unterbrach ihn.

„Das weiß ich doch alles schon, Richter,“ entgegnete Polizeirat Scheller, „Ihre Mutmaßungen, daß der Baron den Mörder sozusagen angestiftet hat oder doch mit ihm unter einer Decke steckt, verteidigen Sie wirklich mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit. Leider muß ich Ihnen sagen, daß Sie selten so schlaggriffen haben wie mit diesem durch nichts begründeten Verdacht. Ich halte den Baron für vollkommen unschuldig — und wie auf diese Weise wir weiter kommen wollen, wo wir so in der Irre herumtappen, das weiß ich wirklich nicht.“

Der Herr Rat lies aufgeregt im Zimmer hin und her.

„Und wie ist's mit dem Werres?“ fragte er lauernd.

Richter zuckte die Achseln.

„Ich sagte Ihnen ja schon, Herr Rat — ich glaube, daß Werres besser unterrichtet ist als es scheint —

„Auch das ist irrig,“ postierte Scheller los, „dem jungen Herrn sind seine bisherigen kleinen Erfolge etwas zu Kopfe gestiegen — jetzt spielt er den Geheimnisvollen und hofft, daß er mit der Zeit schon hinter diese rätselhafte Geschichte kommen wird; und dann will er uns weismachen, daß er vom ersten Tage an der einzig Eingeweihte war! Der tappt ebenso im Dunkeln wie wir! Ich habe mir eben den Große vorgenommen; erst wollte er ja nicht mit der Sprache herausrücken, da Werres, vorsichtig wie immer, ihm Schweigen anbefohlen hat — aber schließlich erzählte er mir doch einiges, — und was meiner Sie? Werres läßt einen Wiener Arzt suchen, den es hier in der Stadt gar nicht gibt und ist nachher unangenehm überrascht, als Große ihm beweisen kann, daß der Gesuchte gar nicht existiert. Damit macht er sich doch lächerlich bei den Beamten!“

Der Kommissar horchte auf.

„Also der Doktor sucht eine bestimmte Person? Ob dahinter nicht doch mehr steckt?“

„Keine Rede — der forscht ebenso dem großen Unbekannten nach, wie Sie, Richter. Er probiert herum, bald hier, bald da — haben Sie diese Ihre Verdachtsgründe gegen den Baron dem Doktor Werres mitgeteilt?“

„Källt mir gar nicht ein, — er spricht sich zu mir auch nicht aus!“

„Das ist der vermalebte Ehrgeiz bei Euch,“ rief Scheller nun wirklich böse, — „jeder schleicht herum und verbirgt dem anderen das



Wenige, das er zu wissen glaubt — und natürlich leidet die Untersuchung darunter!

Der Kommissar schwieg. Er war nachdenklich geworden. Daß Werres da einer Person nachsagen sollte, die überhaupt nicht existierte — daran glaubte er nicht, dazu konnte er seinen Schiller doch zu gut. Der Polizeirat blätterte ärgerlich in den Akten herum.

„Was sagen Sie zu den ausgesetzten Belohnungen, Richter?“ fragte er aufsehend.

„Vielleicht hilft's Herr Rat, wer kann es wissen! An Ueberraschungen in dieser Hinsicht sind wir ja gewöhnt!“

„Wenn diese Ueberraschungen nur bald kämen! Die Zeit vergeht und mit jedem Tage werden die Aussichten für uns geringer. Und eigentlich viel Hoffnungen habe ich nicht! Wir sitzen fest, so fest wie selten!“ —

Dann sah er wieder die Akten ein.

„Die Banken, die Post, Restaurants und Hotels sind also verhängt?“

„Jawohl, auch nach auswärtig sind die Verzeichnisse der geraubten Banknoten geschickt worden. Es ist ja möglich, daß der Mörder einen der größeren Scheine einzuwechselt versucht und dabei abgefaßt wird.“

„Ja, möglich,“ lachte der Rat grimmig. „Meinen Sie denn wirklich, Richter, daß ein so raffiniertes Kops, wie dieser Unbekannte es sein muß, die Unvorsichtigkeit begehen wird, und von den Banknoten eine ausgiebt! Nein, da können wir lange warten! Dieser mysteriöse Unbekannte wartet, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist und genießt dann in Ruhe als Privatier seine Zinsen.“

Bei diesen satirischen Worten schaute der Polizeirat den Kommissar nicht gerade sehr freundlich an. Richter schwieg verlegen. Scheller nahm seine Promenade durch das Zimmer von neuem auf.

„Wird uns nicht viel Ruhm einbringen, dieser rätselhafte Mord,“ brummte er.

„Was halten Sie davon, Richter, wenn man einmal in den Buchdruckerien nachfragen ließe, ob vielleicht jemand Visitenkarten mit dem Namen des Barons hat drucken lassen, da der geheimnisvolle Unbekannte doch dem Bankier eine solche durch den Laufburschen hineinschickte?“

„Ist bereits geschehen, Herr Rat. Ich vergaß, Ihnen das zu sagen. Außerdem hat auf Befragen Herr von Berg versichert, daß die in dem Mordzimmer aufgefundenen Karte zweifellos eine derselben sei, die er stets bei sich führe. Wie sie allerdings da auf den Tisch gelangt ist, wisse er nicht, und ebenso hat er angegeben, daß er sich nicht besinne, in letzter Zeit dem Bankier seine Karte hingschickt zu haben, um sich anmelden zu lassen.“

Scheller schüttelte unmutig den Kopf.

„Überall wo wir hingreifen, zerfällt alles wie ein Trugbild — und da soll der Mensch noch Lust haben, sich weiter mit einer solchen aussichtslosen Sache herumzuschlagen!“

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf,“ sagte der Kommissar plötzlich lebhaft.

„Ich habe Sie schon aufgegeben!“

Und der Rat warf ärgerlich das Attenstück in ein Schreibfach zurück.

„Sie können gehen, Richter,“ murmelte er barsch.

Der Kommissar war froh, daß diese unerquickliche Unterredung zu Ende war. Er schrie eilig in sein Zimmer zurück, als treibe ihn ein neuer Gedanke vorwärts. Er drückte dreimal auf den Knopf der elektrischen Leitung und stellte sich dann wartend an das Fenster, ungeduldig mit den Fingern auf die Scheiben trommelnd. Als nach kurzer Zeit der Kriminalbeamte Behrent erschien, rief er ihm eilig zu: „Behrent, kommen Sie mal rasch näher und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, — aber die Hauptsache ist, daß Sie zu niemanden darüber sprechen. Sie werden von heute an den Doktor Werres beobachten — Sie gehen ihm nicht von den Fersen, verstanden? Ganz unauffällig, natürlich; wählen Sie irgend eine Verkleidung und sperren Sie Augen und Ohren auf, damit Sie mir genauen Bericht erstatten können.“

Der Beamte schaute seinen Vorgesetzten fragend an.

„Den Dr. Werres?“ meinte er erstaunt.

„Befolgen Sie meine Befehle, zu fragen haben Sie hier nichts,“ schnarrte Richter abgelaunt. „Und zwar beginnen Sie heute schon Ihre Aufgabe, — gleich! Und fangen Sie die Geschichte nicht ungeschickt an, ich könnte unangenehm werden!“

Behrent stieg mit malträtierten Lächeln die Treppe zu den im Parterre liegenden Büros hinab und murmelte ziemlich achtungslos: „Was soll denn das nun wieder? Der Werres? Der ist schlauer als man denkt, der wird die Geschichte bald merken. Ist das ein Unsinn!“

### 13. Kapitel.

Am demselben Tage, abends gegen 7 Uhr betrat Dr. Werres das in der Hundegasse gelegene Restaurant Heflerich. Er war bereits am Vormittag dort gewesen, hatte zwei Krüge des herrlich munden Münchner Bieres getrunken und dazu die Frühstückspezialität des Lokals, Frankfurter Würstchen, mit einer sehr scharfen, beißenden Meerrettichsaucе, gegessen. Das Restaurant bestand aus zwei großen Räumen, war einfach aber peinlich sauber eingerichtet und besaß ein Stammpublikum, das sich aus den besseren Kreisen zusammensetzte. Werres hatte sich am Vormittag mit dem Kellner in ein ganz nebenfälliges Gespräch eingelassen, ein auts Trinkgeld gegeben, und als er nach einer Stunde das Lokal verließ, dachte der Kellner, daß er in dem freundlichen Herrn einen neuen Stammgast gefunden hätte.

Als Werres abends wiederkam, war der vordere Raum noch ziemlich leer. Nur an zwei Tischen saßen zwei einzelne Herren und lasen bei einem Glase Bier ihre Zeitungen. Werres suchte sich seinen Platz so aus, daß er die Türe im Auge behalten und auch das Nebenzimmer möglichst überblicken konnte, aus dem lautes Stimmengewirr herausdrönte. Da saßen in einer Ecke an einem großen, runden Tisch ungefähr ein Duzend älterer Herren, ein fester Stammtisch von Ärzten und Juristen, wie Werres nachher von dem Kellner erfuhr. Zuerst bestellte er sich einen halben Liter Münchner und ließ sich dann die Speisekarte geben. Der Kellner brachte ihm ohne Aufforderung eine Abendzeitung, in die sich der Doktor anscheinend vollständig vertiefte.

Die Türe öffnete sich und ein neuer Gast, ein kleiner corpulenter Herr mit weggelassenem, dunklem Vollbart und einem Zwicker auf der Nase erschien und schaute sich unaengiert nach einem Platte um. Baldlich

setzte er sich Werres gegenüber an die andere Seite des Tisches, bestellte ein Glas Grog und pugte dann umständlich seinen Zwicker, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern. Hierauf erhob er sich schwerfällig und suchte sich von den an einem Ständer hängenden Zeitungen einige heraus. Werres hatte den Eintretenden schnell und scharf gemustert, und plötzlich slog's wie ein Entsetzen über sein Gesicht. Aber ruhig las er seine Zeitung weiter, sein einziger Blick traf den corpulenten Herrn, der sich nun ebenfalls hinter das große Format eines Berliner Blattes verborgen hatte. Werres hielt den Kopf gesenkt, denn das Lächeln auf seinem Gesicht verklärte sich wieder zu diesem Ausdruck überlegenen Hohnes, das seine gleichmütigen Züge immer entstellte, wenn er einer Dummheit seiner Mitmenschen auf der Spur war. Er hatte den Kriminalbeamten Behrent erkannt, der bei seiner sonst ganz gelungenen Maskierung nicht mit den allzuschärfen Augen des Doktors gerechnet zu haben schien. Werres Gedanken arbeiteten blitzschnell. Während er auf dieselbe Stelle seiner Zeitung hinstarrte, ohne weiter zu lesen, überlegte er. — War es Zufall, daß Behrent hier so kurz nach ihm erschien, oder — und Werres atmete hastig vor Erregung — sollte dieser gar nicht untalentierte Beamte dieselbe Fährte verfolgen wie er? — Ich werde mir bald darüber Gewißheit verschaffen, beschloß er sich und versuchte seine Zeitung fortzusetzen. (Fortsetzung folgt.)

### Friede daheim.

Wo Lieb' und Fried' das Haus regiert,  
Da wohnet Gottes Segen,  
Wo aber Zank das Rzepter führt,  
Der Satan ist zugegen.

## Der Fang einer Riesenschlange.

(Schluß.)

„Nun, wie steht's?“ fragte Herr Thomson ungeduldig, als sein Braud noch immer in dem Loch herumjührte.

Herr Miller wurde noch ernster und schüttelte wieder das Haupt. „Briunen ist sie nicht,“ meinte er mühsam, „folglich muß sie außerhalb zu finden sein. Wir sollten keinen Augenblick zögern, das Gebiet zu durchsuchen.“

„Das mein' ich auch.“

„Ich werde die obere Hälfte des Feldes in Angriff nehmen.“

„Und ich die untere!“

„Und unser geschätzter Freund?“

„Ich werde kreuz und quer suchen,“ rief mein Vater lächelnd, „vielleicht treffe ich das Ungeheuer noch früher als Sie.“

„Abgemacht!“ schloß Herr Thomson die Unterredung. Wir begannen uns sogleich zu zerstreuen; Herr Thomson nach der einen, Herr Miller nach der anderen Seite, mein Vater mit mir in einer Zwischenrichtung.

Etwa eine halbe Stunde waren wir unermüdlich hin und her geschritten, ohne auch nur eine Spur von der Schlange zu finden. Wohl war hier und da das Gras zerdrückt, aber diese Spuren schienen nicht frisch zu sein; auch blieb es noch fraglich, ob sie von dem gesuchten Reptil herrührten. Enttäuscht kehrten wir wieder auf einer anderen Seite dem Ausgangspunkte zu, ich meinem Vater um etwa dreißig Schritte voran.

Da auf einmal stupte ich. Langsam aber deutlich hörbar raschelte es seitwärts hinterm Gebüsch im hohen Grase.

Mein Herz klopfte. Behutsam schlich ich mich zu meinem Vater zurück und teilte ihm in hastigen Worten mit, was ich bemerkt hatte. Wir begaben uns nun beide, langsam Schritt für Schritt vorgehend, an die verdächtige Stelle.

Da faßte mich mein Vater plötzlich fest am Arme. „Dort!“ flüsterte er und wies auf zwei nebeneinander liegende Steine, zwischen denen ein großer, bräunlicher Schlangentopf mit zwei senkrecht gespalteten, glühenden Augen hervorlugte.

„Das ist sie! Das ist sie!“ rief ich.

„Still!“ gebot mein Vater. „Laufe vorsichtig zurück und hole, wenn du findest!“

Zum Glück war Herr Miller in unserer Nähe, den ich von dem Funde sogleich in Kenntnis setzte. Als er die Vorwarnung vernahm, niederte er bestrebtig mit dem Kopfe. „Eile voraus,“ meinte er, mich auf die Schulter klopfend, „ich werde dir folgen... aber sei vorsichtig, hörst du!“

Ich besaßte und stürmte davon.

Als wir zurückkamen, trafen wir auch Herrn Thomson an, der sich mittlerweile bei meinem Vater eingefunden hatte.

„Was tun wir nun?“ fragte Herr Thomson.

„Wir betäuben sie durch einen leichten Schlag auf den Kopf,“ sagte Herr Miller nach kurzer Ueberlegung.

„Aber wenn wir verlegen oder gar erschlagen? Ich möchte weder zum Tierquälser werden noch ihren Verkauf nach England unmöglich machen.“

„Keine Bedenken; ich nehme alles auf mich. Ich werde mich hüten, dem Tiere den Kopf zu zerschmettern.“

„Gibt es keine andere Methode, sie in unsere Gewalt zu bekommen,“ bester Miller?“

„Schwerlich; wenigstens ist diese die sicherste. Wir quälen hierbei das Tier weniger, als Sie vielleicht glauben, besser Freund; es würde mehr zu leiden haben, wollten wir es bei vollem Bewußtsein einfangen, mit Striden binden und davontragen.“

„Nun, so betäuben Sie das Tier! Ich werde auf der anderen Seite Posten fassen.“

Während Herr Miller hinter dem Gebüsch verschwand, flüsterte Herr Thomson meinem Vater noch ein paar Worte ins Ohr, worauf er sich ebenfalls entfernte.

Mit fieberhafter Spannung betrachtete ich den Kopf der Schlange, die sich nicht im geringsten bewegte. Stürmisch pochte mein Herz, meine



## Am Sonntag der Toten.

Die Welt so düb und nebelsschwer —  
Wie stille war es ringsumher!  
Ich nahm den Hut und ging hinaus . . .  
Es war Sonntag der Toten.

Die Gassenzeile schritt sie hin,  
Mir huschten wieder durch den Sinn  
Erinnerungen aus alter Zeit . . .  
Es war am Sonntag der Toten.

Vor einem Grabe blieb ich stehn,  
Mit einem Kreuz: „Auf Wiedersehn“.  
Auf Wiedersehn — 's ist lange her —  
Es war am Sonntag der Toten.

Ich hab' geweint ganz still für mich.  
Ich hab' gebetet auch für dich.  
Verweht — verwaschen! Einst schläfst auch du . . .  
Komm, stiller Sonntag der Toten.

Wangen glüh'n. Da erschien auf der anderen Seite, uns gegenüber, Herr Thomson. — die Schlange hob den Kopf. Hatte sie ihn bemerkt? Jedenfalls; denn mit ungeheurer Schnelligkeit bog sie sich plötzlich zurück, um zu entweichen. Aber in demselben Augenblick schwang sich ein Gewehrstoß über das Gesträuch, ein Schlag — und die Arbeit war getan. „Kommen Sie!“ rief Herr Miller. Rasch sprangen wir über die Steine und in der nächsten Minute schon hatten wir die Riesenschlange mit halibaren Striden gefesselt. (Gegen Stoß und Schlag sind alle Schlangen ziemlich unempfindlich, viel weniger schon gegen offene Wunden, wenn ihnen diese auch oft ziemlich gleichgültig sind.)

Mein lieber Freund, Du hättest die Boa sehen sollen! Sie maß sechs und einen halben Meter und besaß einen Leib, der so stark war, daß ich ihn mit beiden Händen nicht zu umfassen vermochte. Die Färbung und Zeichnung ihres Körpers war prächtig. Ueber den Rücken von graurötlicher Grundfarbe lief eine schöne Blauadlinie, während beide Seiten gelblichgraue eirunde Flecken zierten. Dazwischen waren noch viele Punkte und Zeichen von verschiedener grau-bräunlicher Schattierung. Du kannst Dir denken, daß meine Freude groß war, zumal, da ich von Herrn Thomson einen hübschen, klingenden „Findertohn“ erhielt. Aber auch der Geber war sehr veranlaßt, das erkannte ich an seinen heiteren Mienen. Ich glaube, er zählte schon im Geiste die Pfund Sterling, die er für die Riesenschlange zu erhalten hoffte.

Ich will nun zum Schlusse eilen, Freund! Nachdem die Schlange verschnürt war, nahmen wir sie auf den Rücken und trugen sie zur nächsten Farm. Dort brachten wir sie mit einem saftigen Stück Ziegenfleisch in eine schon bereitstehende durchlöcherzte Kiste, in der sie in den nächsten Tagen die große Reise nach England antrat. Wir hingegen begaben uns an diesem Abend im herrlichsten Mondenschein unter schönen, unterhaltenden Gesprächen nach Novo Friburgo, wo wir von Herrn Miller Abschied nahmen. Am nächsten Tage um die Mittagszeit kamen wir wieder in Rio de Janeiro an. —

Das ist meine Geschichte.

In der Hoffnung, daß sie Dich nicht gelangweilt hat, schicke ich Dir heute mit den herzlichsten Grüßen aus Amerika!

Dein Maximilian.

## Weltweisheit.

Würden Sonne und Föhn die Schneedecke nicht wegschmelzen, so würde sie in einem Jahre auf dem Gotthard-Hospiz 14 Meter Höhe erreichen.

Oben hatte ums Jahr 1247 200 000 Einwohner, kurz vor dem letzten Kriege knapp 18 000.

Im ehemaligen Königreich Neapel durfte in den letzten 6 Monaten vor der erwarteten Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin kein Schuldner verfolgt werden.

In Holland nennt man einen hochumzäunten Garten „frei“, einen auf der Straße gelegenen „unfrei“.

## Eine fette Hochzeit.

Dem „Kölnner Tageblatt“ wird berichtet: In Kessen bei Revelaer ist sich's scheinbar gut. Vor mir liegt ein Menü zur Vermählungsfeier des Fräulein Anna Hoggmann mit Herrn Heinrich Grünen. Man lese und staune: 1. Eingangsbeise, 2. Kräftsuppe mit Altschinken, 3. Rindfleisch mit Beilage, 4. Schweinelolet mit Beistofel, 5. Schinken mit Beilagen, 6. Giletbraten mit Erbsen, 7. Kalbsbraten mit Kompost, verschiedene Puddings, 9. Dessert, 10. Festtuchen. 170 Personen nahmen an dieser Schlemmerfeier teil, worauf am nächsten Tage ein, wie es scheint, nicht minder dürftiges Mahl für 80 Gäste folgte. Der junge Herr hat sich offenbar sehr gut verheiratet, denn wie die Zeitungen aus der Gegend von Geldern und Mörs berichten, hat seine Familie mehr als 10 Jahre Armenunterstützung aus der Gemeinde bezogen. Hoffentlich entschädigt er sie dafür. Das einzige, was bei dieser Prasseret in der beschlossenen Zeit empörend wirkt, soweit es unter den Lesern noch Courtois gibt, ist die amtliche Feststellung, daß sich unter dem Vieh, das zum Leben zum würdigen Begeben des Festes lassen mußte, auch eine Kuh befand. Ein Schlemmer von Kultur findet sich auch durch die barbarische Speisefolge verletzt, die als Schlachtopfer aufmarschieren

läßt Kind, Schwein von vorn und hinten, Ochsen und Kälber. Das Menü schließt übrigens mit den Worten: „Guten Appetit!“ und „Nicht viel Vergnügen! Der Tischpräsident.“ — während ein gemeinsames Lieb, eine Parodie auf die Kölner Schusterjungen-Melodie, von den Kessener Damen mit Gefühl gesungen wurde. Natürlich ist die Beobachtung eingeschritten, so daß ein ganzes Faß Natron den Festgeber nicht vor dem sauren Ausstoßen nach diesem Mahle schützen kann.

## Bermischtes.

**\*\* Leute, die Geld zuviel haben.** Man schreibt der „Köln. Volkszeitung“: In einem Orte des Schuttertales (Baden) zertraten die Mäuse einem Manne 60 000 Mark. Ein anderer Mann derselben Gegend aß während der Arbeit Kuchen, wirklich schönen Kuchen. Nachdem er einige Stückchen abgebissen hatte, merkte er, daß er mit dem Kuchen immer auch etwas Papier zwischen seine Zähne bekam. Beim Nachsehen wurde er gewahr, daß er einen Tausendmarktschein, den er lose in der Tasche getragen hatte, zum größten Teil mitverzehrt hatte. . . . An der deutsch-österreichischen Grenze, in Borarlberg, weiß das Schiebervolk zuweilen nicht, was es mit all dem „verdienten“ Gelde anfangen soll. Es erschiebt sich nämlich noch viel mehr Kronenscheine, als die Kollegenschaft an der deutsch-schweizerischen Grenze Marktscheine. Beim Kegelspiel kamen einige von dieser ehrenwerten Junta kürzlich auf den Gedanken, daß ein Schub 10 000 Kronen kosten solle. Im Handumdrehen hatte einer der Kerle 70 000 Kronen verloren. Er hatte es dazu! — Als dieser Tage eine Tiroler Theatergesellschaft, die in Dornbirn (Borarlberg) gastierte, ihre Abschiedsvorstellung gegeben hatte, luden einige Herren Schieber die Theatergesellschaft zu einem Abendessen ein. Einer der Leberhosen-Kavaliere legte zum Nachschick eine 10 000-Kronennote auf den Tisch. Pflichtmäßig wurde er von einer Dame der Theatergesellschaft angestaut. „Hob'n gnädiges Fräulein so was noch nicht g'sehn?“ fragte die Leberhose, „alsdann h'halten's den Fegen!“ Schiebervergnügen!

**\*\* Das „Jahr der Hähne“.** Englische Fasanenjäger wollen die Beobachtung gemacht haben, daß in diesem Jahre drei bis vier Hähne auf eine Henne kommen. Jedenfalls ergibt die Jagdbeute dieses Resultat, und da die Fasanenhähne schlauer sind als die Hennen und viel schwerer zu schließen, so kann man daraus auf ein großes Ueberwiegen der Hähne über die Hennen schließen. Dasselbe wird aber auch von den gewöhnlichen Hühnern gemeldet; auch hier sollen mindestens immer drei Hähne aus dem Ei kriechen, bevor eine Henne erscheint. Zur Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung hat man den Krieg heranziehen wollen, dessen Folge ein Ueberwiegen der männlichen Geburten über die weiblichen sein soll. Aber viel glaubwürdiger ist die Feststellung eines Vogelfenners, der mitteilt, daß es bestimmt „Hähne-Jahre“ gäbe, in denen die männlichen Tiere stark in der Mehrzahl sind und für die man noch keinen rechten Grund gefunden hat.

**\*\* Der Riese von Mexiko.** Viele großartige Geschichten sind uns schon aus Mexiko berichtet worden, aber die großartigste von allen ist die Geschichte vom steinernen Mann, der nach einer Drahtung der „Associated Press“ in dem Staate Veracruz ausgegraben wurde. Diese fossile Gestalt mißt vom Scheitel bis zur Fußsohle nicht weniger als 32 Fuß, 10 Zoll, und sie wurde von Arbeitern in der Nähe der kleinen Stadt Nanacamilpa entdeckt. Die Einwohner des Ortes glaubten fest und fest, daß der Riese einer der Götter sei, die ihre Vorfäter verehrt hatten. Jedenfalls läßt seine Größe auf eine übernatürliche Herkunft schließen, denn selbst die fabelhaften Riesen der Bibel waren sehr viel kleiner; die Länge des Og von Basan wird uns mit 16 Fuß 6 Zoll, die des Goliath mit 12 Fuß überliefert. Diese ungeheure der ferneren Vorzeit waren also nur Pygmäen gegen das fossile Wesen, das jetzt in Mexiko so großes Aufsehen erregt. Das Volk von Nanacamilpa gab denn auch seiner Verehrung für den ausgegrabenen und versteinerten Uebermenschen einen ebenso schönen wie poetischen Ausdruck. Sie errichteten einen Katafalk auf der „Plaza“ des Ortes, legten hier den Riesen feierlich hinein, überdeckten dann seine ungeheure Gestalt mit Blumen und stellten eine Ehrenwache um ihn herum. Das Ganze klingt wie eine Geschichte von Mark Twain. Aber die Wissenschaft ist im Anzuge, und sie wird Aufklärung in die vorläufig noch etwas räthelhafte Angelegenheit bringen. Wie der Bericht schließt, „neigen die Gelehrten zu der Ansicht, daß das fossile Wesen sich als ein prähistorisches Wirbeltier von nicht menschlicher Herkunft erweisen wird.“

**\*\* Die Cholera wüthet in China.** Eine erste Cholera-Epidemie wüthet in Schanghai und breitet sich von dort in nördlicher Richtung über China aus. Wie aus Grund englischer Nachrichten mitgeteilt wird, herrscht darüber unter den Ausländern große Beunruhigung. In Nudien fallen der Cholera täglich 150 Personen zum Opfer, aus Karbin werden über 1000 Todesfälle gemeldet, und in der Umgegend von Peking hat die Seuche bereits einen sehr gefährlichen Umfang angenommen. In Peking selbst wird die Sterblichkeit auf 10 Fälle täglich geschätzt.

**\*\* Ein frecher Raub wurde dieser Tage nachmittags bei Beginn der Dämmerung in der Bayenstrasse in Köln ausgeführt.** Dort bestiegen plötzlich mehrere junge Burken von hinten ein mit Zwieback hoch beladenes Lastauto, von dem sie mehrere Kisten raubten. Gleich darauf stiegen Männer und Frauen, Mädchen und Jungen über das Auto her und entwendeten insgesamt für über 10 000 Mark Zwieback. Chauffeur und Begleitmannschaft gaben sich vergebens alle Mühe, die Plünderer fern zu halten. Die herbeigerufenen Polizei- und Hafenbeamten waren gegen die hundertköpfige Menge vollständig machtlos. Der Zwieback war für ein Kölner Geschäft bestimmt.

**\*\* Ein gemüthlicher Heiratskandidat.** Man schreibt aus Lüdinghausen: Es gibt doch noch Menschen mit Gemüth in dieser nüchternen Zeit. Seht da ein Biedermann folgendes Heiratsgesuch in die Spalten der „Lüdinghauser Zeitung“: „Ein lediger Junge Mann wünscht gerne zum ersten mal mit einer Dame, Witwe mit einem Kind aus- und zugehen, zum baldigen Ehestand oder Heirat: Am Liebsten Einheirat im Geschäft, Wirtsch. Landwirtsch. oder Fabrikanten; icht bin Mitte Vierziger sehr häuslich sparsam friedlich und Serie mich nach ein gemüthlich Heim. Die jungen Damen mögen sich nicht lange bedenken hier geht's um Bessere Ehen.“ — Hier geht's wahrhaftig um's Ganze, und es besteht über zwei Dinge kein Zweifel: daß des Suchenden Herz da z



an Güte und Vortrefflichkeit zuviel befißt, was seiner Rechtschreibung an Zuverlässigkeit fehlt.

**\*\* Die singende Klägerin.** Die englische Sängerin Flora Campbell hatte in diesen Tagen in London den originalen Einschnitt, vor dem Eingang des Theaters, an dem sie engagiert ist, Aufstellung zu nehmen und dort vor der Menge, die sich im Handumdrehen angesammelt hatte, zu singen. Dem bestreudlichen Straßenkonzert lag die Absicht zugrunde, die Aufmerksamkeit auf den Text der beiden Plakatafeln zu lenken, die ihr von Rücken und Brust herabhängten. Diese beiden Tafeln verhiinderten in riesenbuchstaben die Klägerin, die die Sängerin gegen die Direktion erhob. Die Londoner Polizei hatte jedoch für dieses neue Propagandamittel im Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern kein Verständnis. Sie verhaftete die Sängerin und der rückständige Polizeirichter verurteilte sie wegen ihrer Gesangsunterbrechung zu 60 Schilling Strafe.

**\*\* Ein kleiner „Hauptmann von Köpenick“.** Bei Lichte besehen, enthüllen sich die meisten der heute üblichen „Hausdurchsuchungen“ und „Beschlagnahmen“ als minderwertige Epigonenstücke des alten, alten Hauptmanns von Köpenick, nur daß anstelle der bloßen Uniform als Träger des Autoritätsgebens heute stärkere „Beweismittel“ angewandt werden. So arbeitete ein „Bizefeldwebel“ mit Handgranaten und Pistolen, um seinen Amtsscharakter auszuweisen. In einem Landhaus in Berlin, Rauchstraße 9, im Tiergartenviertel, wohnte der Weinhändler Kuttner; er hatte um 1 Uhr nachts noch mehrere Herren zu Besuch; plötzlich klopfte es und ein Bizefeldwebel mit 9 oder 10 Mann verlangte Einlaß; der ganze Trupp war mit Handgranaten und Pistolen schwer bewaffnet. Der Bizefeldwebel, ein Unteroffizier und ein Mann traten ein und erklärten, eine Hausdurchsuchung vornehmen zu müssen, weil in den Räumen ein Spielklub lauge. Kuttner aber schöpfte Verdacht; der Bizefeldwebel konnte ihm als Ausweis nur einen Urlaubsspaß vorzeigen. Inzwischen benachrichtigte einer der Gäste das Polizeirevier. Die Polizeiwachmeister trafen nur noch den Bizefeldwebel, den Unteroffizier und den Mann an und hielten alle drei fest, bis von der Hauptwache des Sturmbataillons Schmidt im Reichsmarineamt ein Offizier mit Beauftragungsbescheid kam. Auf der Wache ergab sich, daß nur der Unteroffizier Alwes und der Soldat Kaufmann dem Bataillon angehörten. Der Führer des Trupps ist ein Bizefeldwebel Bacholitz von der Gruppe Petersdorf im Gallenlande, der in einem Berliner ersten Hotel wohnte. Die Ermittlungen führten bereits zur Verhaftung von drei Soldaten des Bataillons, die bei dem Anschlag beteiligt waren. Andere Verhaftungen stehen bevor.

**\*\* Ein Chedrama vollzog sich in einem Hause in der Niddastraße zu Bremen.** Ein Flüchtling aus Mex, der mit Frau und zwei Töchtern dort Wohnung genommen hatte, glaubte an der ehelichen Treue seiner Frau zweifeln zu müssen. Unter einem Vorwande entfernte er die beiden Töchter aus der Wohnung und erschoss alsdann mit 2 Schüssen seine Frau. Einen weiteren Schuß gab er auf sich selbst ab und verwundete sich so schwer, daß sein Ableben zu erwarten ist.

**\*\* Der reiche Fischfang im Bodensee.** Einige Fischer der Badischen Bodensee-Fischerei-Genossenschaft Stadt Konstanz singen, wie dem „Stuttg. Neuen Tagbl.“ entnommen wird, im Mainauflischwassergebiet mit einem Zuge über 400 Zentner Brachsen (Weiß, Karpfenaattung), alle im Gewicht von 2 bis 11 Pfund. Der Fang erfolgte mit einem etwa 200 Meter langen Zugarn (Seile) und ist ein besonderer Glücks-umstand. Auf 50 Gerate wurden die Fischer an einer Stelle, wo sie eine Fischgrube vermuteten, das Netz aus und zufällig in einen großen Schwarm ausgewachsener Tiere hinein. Fänge von 50 Zentnern sind groß; Fänge von 100 Zentnern wiederholen sich nur im Laufe verschiedener Jahre und dann nur in der Laichzeit. Ein so großer Fang wie der gegenwärtige wurde am Bodensee wohl überhaupt noch nicht gemacht. Der Wert der Fische beträgt für die Fischer etwa 45 000 bis 50 000 Mark.

**\*\* Die Hochzeitssnacht auf der Polizeiwache.** Man schreibt aus Eschwege: Einen recht eigenartigen Anfang nahm die Ehe eines hiesigen Einwohnens, der dieser Tage seine Hochzeit feierte. Als das junge Paar nach der Feier in später Nacht vor seiner Behausung stand, bemerkte es zu seinem Schrecken, daß es den Hauschlüssel vergessen hatte. Die Schwiegereltern lagen längst in tiefem Schlaf und wurden trotz allen Rufens nicht wach. Der Ehemann kam schließlich auf den Einsatz, die Polizei um ein Obdach zu bitten. Als das hochzeitliche Paar auf der Wache erschien, gab es auch dort zwar einige Heiterkeit, aber man hatte doch einschleichen Verständnis für seine Nöte und beherbergte es bis zum anderen Morgen. Zwar hatte man den Eheleuten nur eine enge, kalte und schlecht erhaltene Wachstube mit alter Holzkritische anzubieten, aber schließlich: „Nimm ist in der kleinsten Stille.“ So gut es ging, machten sie es sich bequem. Eng zu einander gebuschelt saßen sie die ganze Nacht fröhlich auf der Bank. Uebernächtigt und zerschlagen schliefen sie bei Tagesanbruch still nach Hause.

**\*\* Warum das Duell nicht stattfinden konnte.** In Paris wie in Frankreich überhaupt werden gegenwärtig die zahlreichen Zweikämpfe zum Austrag gebracht, die sich im Laufe des Krieges sozusagen angesammelt haben. Ein die Konjunktur auszunutzender Herr Dubois hat nun dieser Tage ein Buch über „Ehre und Zweikampf“ erscheinen lassen, dem wir folgende hübsche Duell-Anecdote entnehmen. Schauplatz: Das Theater „Italian“ zur Zeit Napoleon I. Ein Herr blüht seinen Nachbar in aller Höflichkeit, einige Sätze weiterzurücken. Nach dem Grunde dieser seltsamen Bitte gefragt, gibt er schließlich an, sein Nachbar verbreite einen läßlichen Gesank. Darauf Ruft der Andere, Kartenwechsel und Androhung eines Zweikampfes bis zum Ende des einen Kontrahenten. Darauf seelenruhig der Beseldiger: „Ein Zweikampf bis zum Tode? Woran denken Sie, mein Herr? Entweder Sie töten mich, dann stinken Sie weiter; oder ich töte Sie, dann fangen Sie erst recht an zu stinken.“

**\*\* Gemeinsam in den Tod.** Im König Albert-Park bei Dresden, in einer Schutzhütte am Wolfshügel, wurde der 36 Jahre alte Schirmmeister Knaute aus Fürstena und das 31 Jahre alte Zimmermädchen Hubn aus Niederzschernitz mit Schusswunden ausgenommen. Knaute gab noch schwache Lebenszeichen von sich, verstarb aber bald; die Hubn war bereits tot. Nach einem hinterlassenen Brief haben sie gemeinsam den Tod beschlossen, weil sie sich nicht eheleben konnten. Knaute ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

**\*\* Man steht auf Ehe.** Seit etwa drei Monaten haben die Ver-

lobungen und Eheschließungen in Hannover eine Höhe erreicht, wie sonst in etwa drei Jahren. Die Standesämter mußten die amtliche Handlung oft auf Wochen hinauschieben, wegen Ueberhäufung der Anmeldungen. Ganz schlimm aber wurde die Sache, als plötzlich und unerwartet die Bahnsperrre bekannt wurde. Alle Bräute oder Bräutl-gaams von außerhalb, deren Trautetermin in die elstägige Personenver-fahrtssperre fiel, eilten nach Hannover, und der Sturm auf die Standes-ämter begann. In langen Reihen standen die jungen Paare Schlange, alle wollten noch schnell getraut werden; selbst junge Schieber, die hier ein Bräutchen sitzen hatten. Ost ging's vom Bahnhof im Auto zum Standesamt und vom Standesamt wieder im Auto zum Bahnhof.

**\*\* Schreckenstat eines Geisteskranken.** Bei einer Hamburger Poli-zeiwache meldete sich kürzlich abends ein Leutnant Willi Grüner unter der Angabe, er habe um 6 Uhr abends bei St. Pauli ein kleines Mäd-chen von 8-12 Jahren in die Elbe geworfen, wo es ertrank. Der Offi-zier, dessen Vater ein General sein soll, wurde verhaftet. Anschließend hat er die Tat in einem Zustand von Geistesgestörtheit begangen. Ueber die Person des ertrunkenen Mädchens hat man noch keinen Auf-schluß erhalten können.

**\*\* Ein Müttertmörder.** Im Hause Biegelstraße 23 zu Leipzig-Plagwitz wurde die Ehefrau des Vaters Franz Müller ermordet in der verschlossenen Kammer ihres Sohnes aufgefunden. Als Mörder kommt der eigene Sohn, der 23jährige Handlungsgehilfe Alfred Müller, in Frage. Er tötete die Mutter und schob die Leiche unter sein Bett. Der Sohn hatte seinem Vater mehrere hundert Mark ent-wenden und war geflüchtet.

## Humoristisches.

**Der schlagfertige Heine.** Als Heinrich Heine sich in Göttingen zum juristischen Doktorexamen bei dem Defan der Fakultät, dem Professor Gustav Hugo, den er als „Geheimen Justizrat Enjaci-us“ in der „Harzreise“ geschildert hat, meldete, da wollte er sogleich die Prüfungsgebühr von 27 Louisdors erlegen. Hugo wollte das Geld aber noch nicht nehmen und sagte: „Wir müssen Sie ja erst prüfen.“ Voran Heine, wie er selbst in einem Briefe erzählt, die schlagfertige Antwort gab: „Prüfet alles, — das Beste behaltet!“

**Der gute Einsall.** Peterson war schlechter Paune. Trohndem der Straßenbahnwagen überfüllt war, war es ihm doch gelungen, einen Sitzplatz zu erobern, aber nun standen drei Damen vor ihm und saßen ihn mit Blicken an, die man unmöglich mißverstehen konnte. Peterson hatte indessen keine Lust auszusitzen. Er verschänzte sich hinter seine Zeitung und tat, als ob er nichts merkte. Schließlich aber konnte er die bösen Blicke der Damen nicht mehr aushalten. Da stand er auf, und indem er höflich seinen Hut zog, sagte er: „Darf ich der Ältesten der Damen meinen Platz anbieten?“ — Peterson behielt seinen Platz.

**Befürchtung.** Vater (dem während des Krieges vier Jungen geboren sind): „Alle Schulbigen am Weltkrieg sollen ausgeliefert werden? Sie werden mich doch nicht etwa fassen als Mörder der Wehr-macht?“ („Phosphor.“)

**Der Gipfel der Verwirrung.** Ein Anecdotenlexikon von 1817 erzählt: Der Dichter G. las einem Freunde, einem Kammer-gerichtsrat in Weimar ein neues Schauspiel vor und fragte ihn beim zweiten Akt um seine Meinung. — „Es ist so viel Verwirrung darin“, erwiderte der andere, „daß ich nicht einsehe, wie sie in den folgenden Akten sich noch steigern kann.“ — „Seien Sie unbeforgt“, gab der Dichter zur Antwort, „im dritten Akt kommt ein Prozeß beim Kammer-gericht vor!“

**Er fand seinen Meister.** „Jawohl, Mitbürger und Brüder!“ schrie der bolschewistische Schneider und suchte mit seinen langen Armen in der Luft, „jawohl, ich gestehe es offen, ich bin Terrorist und Ultrarevolutionär! Nieder mit der Ordnung, nieder mit den Ge-sehen! Es lebe die Freiheit! Wir werden die verdamnte Gesellschaft in die Luft sprengen! Niemand soll mehr Herr oder Sklave sein! Es gibt keinen, dem ich gehorchen muß! Es gibt keinen, der...“ — „Jonas!“ schrie eine schrille Stimme vom Fenster im vierten Stock. „Wenn du nicht sofort mit den Heringen heraufkommst, nach denen ich dich geschickt habe, habe ich dir die Bratpfanne um die Ohren, du elen-des Dohma!“ — Der Schneider schlief fort.

**Wie Bismarck Romane las.** Heinrich von Poschinger teilt in seinen neuen Bismarck-Gesprächen in der „Deutschen Rundschau“ mit, daß ihm Bismarck eines Tages erzählte, wie er Romane leser. „Nur wenn sie gut ausgehen. Ich blättere gleich zu Anfang am Ende des Buches, um mich nicht vergebens zu bemühen...“

**Wiener Humor.** In Wien turniert folgende Parodie auf die österreichische Volkshymne:

Gott erhalte unsern Kenner,  
Aber auch den braven Seitz,  
Schließlich auch — man kann nicht wissen —  
Unsern Kaiser in der Schweiz.

**Die kleinen Diplomaten.** Antel: „Ich hoffe, daß Ihr brave Kinder seid und immer Vater und Mutter geborcht!“ Die Kinder: „Wir geborchen immer Mama. Papa auch!“ Der Speisewagen im D-Zug war überfüllt. Mit Mühe wetschte ich mich zum Büfett, holte mir eine Tasse Kasse und ließ mich erschöpft auf einen Stuhl sinken. Schon stand ein Herr vor mir. „Sie“, sagte er, „der Stuhl ist besetzt!“ „Ach was“, knurrte ich, „besetzt? Können Sie Ihr Recht an diesen Stuhl beweisen?“ „Ja. Sie sitzen auf meinem Teller voll Nudel!“

**In der Redaktionskuche.** Der Feuilletonist: „Herrgott, mir fällt heute aber auch rein gar nichts ein!“ — Der Redakteur: „Du hättest lieber Architekt werden sollen, alter Knabe!“

**Graue Haare** wird dein Vater kriegen, wenn er sieht, daß du Nasehoch schon rauchst!“ sagte die Tante. Aber der gefühllose Zwölf-jährige schob die Zigarette in den anderen Mundwinkel und brummte: „Wie soll er das machen bei der Glase?“

**Rassiniert.** „Reigen Sie stets den Leuten, die die Wohnung mieten wollen, zuerst die Herrspriedelzeile“, sagte der Hausherr. — „Sehr wohl“, sagte der Hausverwalter, „aber weshalb?“ — „Sie werden dann die anderen immer nicht so klein finden.“